

Zeitschrift:	Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse
Herausgeber:	Verband Schweizerischer Privatschulen
Band:	37 (1964-1965)
Heft:	4
Artikel:	Tradition und Fortschritt
Autor:	Zbinden, Hans
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-851537

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Tradition und Fortschritt

von Prof. Dr. Hans Zbinden*

I

Das Verhältnis von Tradition und Fortschritt ist ein altes und immer neues Thema, heute wie früher, und wo ließe es sich besser anpacken als hier in den Räumen, die der bernischen Bürgerschaft gehören, die gleichsam das alte, konservative Bern so würdig repräsentiert, und anderseits vor der jungen Generation, die sich hier zur Feier ihrer Schule versammelt hat und den Fortschritt, das Morgen verkörpert. Zugleich weckt der Name des Instituts, das wir heute feiern, die Erinnerung an zwei große geistige Gestalten, Wilhelm und Alexander von Humboldt, die beide lebendige Tradition in Philosophie und Forschung mit einem fortschrittlichen neuenschöpferischen Geiste fruchtbar verbanden.

Wir leben in einer bewegten Zeit, in der sich vieles ändert und oft bestürzend rasch wandelt. Alles scheint in Umgestaltung begriffen. Noch nie sah man gleichzeitig so viele Abbruch- und Neubaukrane über den Dächern unserer alten Stadt aufragen wie in den letzten zehn Jahren: sie sind nur ein äußerer Sinnbild für die rastlose Umwandlung unseres Lebens, unserer Gewohnheiten und Ideale, der Beziehungen zwischen alt und jung, zwischen den Geschlechtern. Vielen scheint ob dieser Veränderungen bisweilen Hören und Sehen zu vergehen, sie verlieren in diesem Wirbel Maßstab und Kompaß. Da sind die, denen das Alte in Bausch und Bogen als überholt, verschwindenswert erscheint, sie lehnen es ab, weil es alt ist; eine neue Zeit, meinen sie, sei angebrochen, mit ihr müssen neue Wertmesser, neue Richtweiser gelten. Ihnen stehen die andern gegenüber, die ob der stürmischen Wandlung erschrecken, sie finden den Zugang nicht mehr zum Neuen; das Bisherige ist ihnen das Geheiligte, sie preisen die frühere als die «gute, alte Zeit», in der alles so viel schöner und besser gewesen sei.

Dabei ist es nicht einfach so, daß jenes nur die Jungen und dieses die Alten vertreten. Es gibt nicht wenig Alte, die sich geradezu ein Prestige daraus machen, für das Allerletzte, das Allerneuste und Ausgefallenste begeistert zu sein, um ja «mit der Zeit zu gehen» und nicht als rückständig oder als

vergriest zu gelten. Anderseits hat man an der amerikanischen Jugend in jüngster Zeit feststellen wollen, daß sie auffallend konservativ geworden sei, so wie auch bei uns der größere Teil der Jungen ja alles andere als revolutionär wirkt. Eher könnte man sie in der Tat als eine skeptische Generation bezeichnen, jedenfalls realistisch denkend und schön konform auf greifbare Ziele in Beruf, Gesellschaft und Rang gerichtet – ohne daß es natürlich an solchen fehlt, die meinen, Jungsein sei an sich schon Gewähr für Überlegensein.

Es ist also nicht einfach der Kontrast Alter und Jugend; die Spannung und Spaltung zwischen Tradition und Moderne geht durch alle Altersstufen hindurch. Avantgarde ist zwar heute das faszinierende Schlagwort, die beliebte Etikette. Wer sich avantgardistisch fühlt und gebärdet, wähnt schon deswegen in der vordersten Front zu stehen; er merkt nicht immer, wie vieles in dieser Vorhut heute schon Etappe und Epigonisch geworden ist, in der Literatur, Kunst, Architektur nicht weniger als im Lebensstil, und Welch sektenhaft erstarrtes Denken sich auch hier konformistisch unter scheinrevolutionären Fahnenschart.

Dynamik ist heute das Zauberwort. Soziologen deuten unsere Gesellschaft als «dynamische Gesellschaft», man spricht vom dynamischen Lebensstil, von der Dynamik der Wirtschaft und der Technik, und natürlich von der Dynamik der Weltpolitik –, als wäre mit all diesen Bezeichnungen etwas Neues festgestellt, das unsere Zeit und Lebensform von der früheren Epochen wesentlich unterschiede. Fast allen Generationen ist ihre Zeit als eine der Wende, der Dynamik erschienen. Leben ist an sich immer bewegt, d. h. von Kräften getrieben und getragen, ein ständiges Weiterschreiten, oft langsam, oft in Eillauf übergehend, aber ein «Fortschreiten» ist es immer. Es war der große griechische Denker Heraclit, der schon viele Jahrtausende vor Christi Geburt erkannte: «Alles fließt.»

Was sich aber seit geraumer Zeit auffallend geändert hat, ist das *Tempo der Umgestaltungen*, das sich in einem unerhörten Maße beschleunigt hat und ständig weiter beschleunigt. Denke ich bloß an

* Vortrag, gehalten an der 60-Jahr-Jubiläumsfeier des Humboldtianums Bern, am 28. Februar 1964 im Casino, Bern.

das zurück, was ich in meiner Lebensspanne Neues herankommen sah: das Auftauchen der ersten Autos, das Kino (das wir als Schüler noch bei Hipleh-Walt auf der Schützenmatte, an verregneten Wildwestfilmen bestaunten), die ersten Flugtage um 1910, Biders Alpenflug, dann Radio, Fernsehen, der erste Sputnik – es sind mehr äußere Neuerungen innerhalb eines halben Jahrhunderts als früher im Ablauf von Generationen, von den zwei Weltkriegen nie erhörten Ausmaßes nicht zu reden.

Symbol dieser Beschleunigung, dieses rasant gewordenen Tempos ist der Wandel in den Geschwindigkeiten selbst. Als die Eisenbahnen aufkamen und mit 25 oder 30 km in der Stunde fuhren, erschien vielen Menschen solch atemraubende Geschwindigkeit als lebensgefährlich, mörderisch. Der Dichter Grillparzer schrieb damals, man möge doch wenigstens den Fahrpreis jeweils erst am Ende der Fahrt einziehen, damit die Reisenden, die an der horrenden Geschwindigkeit unterwegs ersticken seien, nicht noch vorher dafür hätten bezahlen müssen. Heute droht das Überschallflugzeug auch in den Zivilluftverkehr einzudringen. Vor ihm hat kein geringerer als der Direktor der belgischen Fluggesellschaft Sabena, Deswarte, als vor einer unwirtschaftlichen Verschwendug gewarnt mit den Worten: «Der Fortschritt der Menschheit besteht nicht allein darin, hohe Geschwindigkeiten zu erzielen. Eine Überquerung des Atlantik in zwei statt in acht Stunden ist keine gebieterische Notwendigkeit, sondern ein überflüssiger Luxus.» Vergeblich. Das Überschallflugzeug für den Zivilverkehr kommt. Konkurrenz und Prestige der Fluggesellschaften dulden kein «Nein».

Die Frage drängt sich auf: ist unser Fortschritt nicht längst, in seiner entfesselten Beschleunigung, ein Fortstürmen, ein Dahinrasen geworden, das uns den Atem raubt, uns – wohin? – mit sich reißt. Und könnte nicht eines Tages Grillparzer mit seiner belächelten Warnung doch recht behalten, indem wir wirklich an den Kräften ersticken, die wir losgelassen haben und deren wir nicht mehr Herr werden?

Ist dieses überhaupt noch sinnvoller Fortschritt, und wie verhält er sich zum Bisherigen, zum Herkömmlichen? Ist das Neue, das er brachte, immer auch ein Besseres, und sind die Menschen mit all diesen Segnungen des Fortschritts auch zufriedener, glücklicher oder gar innerlich so viel reicher geworden? Fragen, die sich schon zu Beginn dieser Entwicklung vor mehr als 100 Jahren erhoben. Thoreau, der Verfasser des Buches «Walden» gab ihnen 1854 Ausdruck mit dem skeptischen Wort: «Unsere Erfindungen sind bloß verbesserte Mittel zu einem

nicht verbesserten Zweck» – ein Gedanke, wie ihn in unserer Zeit der Londoner Gelehrte Prof. E. F. Schumacher, Mitglied des British Coal Board, mit dem Satz bestätigte: «Die Situation ist gekennzeichnet durch einen außerordentlichen Reichtum an Mitteln und eine außerordentliche Armut an Zielen». Gleicher Sorge gab unlängst auch der Mann Ausdruck, der so entscheidend zum wirtschaftlichen Aufstieg Deutschlands beitrug, der jetzige Bundeskanzler und frühere Bundeswirtschaftsminister Prof. Erhard: «Wenn immer mehr Reichtum, immer mehr Wohlstand und immer freiere Lebensführung nicht zu einer Beruhigung, sondern zu einer Beunruhigung des menschlichen Lebens führen, wenn wir darob nicht froher und glücklicher, sondern immer stärker von der Unlust gepackt werden, dann tut Besinnung not» (September 1958). Was hier der Volkswirtschafter fordert, hat vor zwanzig Jahren einer unserer bedeutendsten Naturwissenschaftler, der Mineraloge Prof. Paul Niggli, mit Nachdruck verlangt: «Die Gesundung der europäischen Menschheit wird durch eine Steigerung der heutigen gleisnerischen Betriebsamkeit nicht in die Wege geleitet; nur durch Selbstbesinnung, durch erhöhte Bereitschaft zum Nachdenken wird sie vorbereitet werden können» («Schulung und Naturerkennnis», Zürich-Erlenbach 1944): lauter Stimmen von Menschen, die selbst nicht wenig dazu beitragen, den Fortschritt zu fördern, in dessen Namen sie uns mahnen und die darum besonderes Gehör verdienen.

II

Der Fortschrittsgedanke ist nicht neu. Er ist vor allem im 18. Jahrhundert erwacht und populär geworden, aber er regt sich schon früher, in der Renaissance, im Humanismus. Der Mensch wurde sich seiner Verstandes- und Erkenntniskräfte und seiner geistigen Freiheit voll bewußt, er erschaute unabsehbare Möglichkeiten der Entwicklung, der sozialen und geistigen Vervollkommnung, des Glücks und Wohlstandes für immer mehr Menschen. Ein grenzenloser Optimismus ergriff die führenden Geister, übertrug sich auf breitere Kreise, erfaßte in der französischen Revolution die Massen. Das Reich der Vernunft sollte erstehen, der Mensch frei werden von Vorurteilen und dogmatischen Fesseln der Tradition.

An die Stelle der Jenseitshoffnungen traten verlockende Diesseitserwartungen; das Paradies, das vielen fragwürdig geworden war, hoffte man nun auf Erden verwirklichen zu können. Diesem Fortschrittsevangelium der Aufklärung kam alsdann die moderne Technik im 19. und 20. Jahrhundert zu Hilfe; verbunden mit der modernen Wirtschaft ver-

hieß sie Erlösung des Menschen von Fron und Mühe, von Not, Krankheit und frühem Altern. Unerhörte Perspektiven taten sich auf: längeres Dasein in Altersfrische, mehr Freizeit, weniger Arbeit, gesünderes Leben, Überwindung der Seuchen, mehr Sicherheit und Wohlergehen für alle. Und all dies begann sich zu erfüllen, immer mehr Menschen wurden solcher Errungenschaften teilhaftig, und dies innert weniger Generationen. Ist dies nicht ein unerhörter Fortschritt, die Erfüllung uralter, kühnster Träume? «Men like Gods», ein Leben wie die Götter, glaubte der moderne englische Aufklärer J. G. Wells den Menschen von morgen verkündigen zu können. Sie bekamen dann freilich bald darauf die utopische Satire von Aldous Huxley «Brave New World» und Orwells noch düstereres «1984» zu lesen.

Was sollen wir da noch rückwärts schauen, was haben angesichts der gewaltigen Neuerungen die alten Begriffe, die überlieferten Vorstellungen, die einstigen Ziele und Wertungen noch für einen Sinn? Sind diese traditionellen Richtlinien und Glaubensweisen nicht längst überholt, bereit, verschrottet zu werden? Ein neues Zeitalter ist angebrochen, das im Zeichen des unaufhaltsamen Fortschritts marschiert, so wie es schon der greise Attinghausen in Schillers *Tell*, erst resigniert erkennt: «Das Neue dringt herein mit Macht, das Alte / das Würdige scheidet, andre Zeiten kommen, / es lebt ein andersdenkendes Geschlecht,» um sterbend dann diesen Fortschritt zu preisen in dem vielberufenen Spruch: «Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit / und neues Leben blüht aus den Ruinen.»

Natürlich fehlt es nicht an Gegenstimmen, an radikaler Kritik dieses Fortschritts, an Warnungen, von der Skepsis eines Jacob Burckhardt bis zum Kulturpessimismus eines Oswald Spengler, der unserer Welt den «Untergang des Abendlandes» verkündigte als Folge einer immer mehr technisierten, veräußerlichten Zivilisation, Ergebnis eines Scheinfortschritts, der den Menschen übermanne, dem er innerlich immer weniger gewachsen sei und der ihn schließlich in den Abgrund reißen werde.

Und in der Tat: die schweren Schatten fehlen nicht in diesem Bilde heiterer Zuversicht. Ist der technisierte, totale Krieg in seiner fessellosen Mord- und Zerstörungswut ein Fortschritt? War es die so völlig überflüssige Zerstörung von Hiroshima und Nagasaki durch die ersten Atombomben? Ist die Wasserstoffbombe gegenüber jenen Anfängen ein weiterer Fortschritt? Oder ist es der Herzinfarkt, mit dem immer mehr Menschen die Hetze, die innere Unrast und Unbefriedigung ihres Lebens und ihrer Arbeit bezahlen, und der sie verfrüht ihrem

Schaffen entreißt? Ist die Zigarettensucht, die Pilzensucht, die Denaturierung unserer Nahrungsmittel ein Zeichen des Fortschritts? Ist es das gewissenlose, unsinnige Herumrasen mit Autos, die Zahl der Verkehrsunfälle? Ist mit alledem die vermeintlich bessere Lebensweise nicht zu teuer bezahlt? Ein einziger Flug eines Düsenflugzeuges über den atlantischen Ozean verbraucht so viel Benzin und Öl, dass man damit eine kleinere Werkstatt 10 Jahre lang motorisch betreiben könnte. Haben sich die Menschen so Wichtiges, so Dringendes, Lebensentscheidendes zu sagen, daß es sich lohnt, ihren Weg zueinander mit höchsten Opfern an Material, Rohstoffen und sonstigem Aufwand zu beschleunigen?

Da kehrt uns auf einmal der vielgepriesene Fortschritt seine andere Seite zu, und dieses zweite Gesicht seines Januskopfes scheint uns höhnisch, drohend anzugrinsen.

Die Versuchung liegt nahe, demgegenüber die gute alte Zeit zu preisen, in der es mehr Ruhe, mehr Gemächlichkeit und vielleicht auch ein zufriedeneres Leben, wenn auch weniger gut gepolstert, gegeben hat. Aber: Hat es das wirklich gegeben? Angesichts der Schattenseiten des Heute sind wir geneigt, das Gestern allzu verklärt zu sehen, zu vergessen, daß diese gemütliche alte Zeit ein Märchen eher als Geschichte ist, daß die Vergangenheit zu allen Zeiten von Gefahren, von andern, aber nicht minder drückenden, und von schweren Nöten und Leiden überschattet war; kaum einer von uns Heutigen möchte vermutlich auf die Dauer so leben müssen wie unsere Vorfahren es zumeist mußten.

So erhebt sich mit vertiefter Eindringlichkeit die Frage nach dem Sinn und Ziel dieser Entwicklung, die den einen als Emporstieg, den andern als ein Sturz in den Abgrund erscheint.

III

Die Lehre der Entwicklung, als Idee, wie wir sagen, sehr alt, ist wissenschaftlich vor allem durch den großen Biologen Lamarck begründet und durch Darwin vertieft und fundiert worden, ins Philosophische gewendet durch Herbert Spencer, nachdem vorher schon Hegel die Hauptlinien kulturhistorisch und weltgeschichtlich vorgezeichnet hatte. Sie alle stellten eine Entwicklung im Sinne einer höheren Differenzierung und Integration fest, in der Natur, im Menschen, im Menschengeschlecht, in der Kultur. Eine Vervollkommenung – aber zu welchem Ziele hin? Ihre Antworten lauteten verschieden. Hegel meinte: Zur Selbstverwirklichung des Geistes (und diese sah er in sich selbst und seiner Philosophie geistig erreicht, wie er sie politisch durch den preußischen Staat verwirklicht glaubte): Sein

Jünger Karl Marx erklärte: zur klassenlosen sozialistischen Gesellschaft. Und in unserer Zeit lehrt Teilhard de Chardin: Hin zum Punkt Omega, d. h. zu einer Geistwerdung der Menschheit als Ganzem, über die heutigen menschlichen Schranken hinaus.

Allen diesen Deutungen ist eines gemeinsam: sie glauben an einen Endzustand, eine letzte, höchste Stufe, auf die der Mensch und die Menschheit sich hinentwickeln, dem sie zustrebe. Mit andern Worten: die einstige Vorstellung eines Paradieses als Leben in einer Jenseitswelt wird übertragen auf einen andersgearteten Endzustand, auf eine letzte, endgültige Stabilisierung, etwas Unwandelbares, über das hinaus es keine weitere Veränderung mehr gebe. Also doch: als letztes Ziel ein Endgültiges, Dauerndes, Festes, verbunden mit dem Zustand der Ausgeglichenheit, der Ruhe und mit der Erfüllung höchster Sehnsüchte und Wünsche.

Hier nun tut sich ein seltsamer Widerspruch auf, und er mündet in eine Frage: So wäre denn im Menschen nicht nur das stete Vorwärtsdrängen, bis zu revolutionärem Umgestalten, ein Hang zum Wechsel ohne Aufhören; es lebt in ihm zugleich das Verlangen nach etwas Stabilem, sich Gleichbleibendem, das er oft aus einer mythischen Vergangenheit her in eine ferne Zukunft projiziert und ersehnt. Inmitten der unaufhörlichen Veränderung schaut er aus nach einem Zustand der Verwurzelung, nach einem Halt, etwas Gültigem, das durch alle Wandlung seine Macht, seine Richtigkeit bewahrt.

So wie die Lehre der Entwicklung als solche selbst nicht neu ist, sondern etwas schon sehr altes aufgriff, das bereits den alten Griechen bewußt war, und es nur umfassender begründete, so wie der Fortschrittsglaube also eine schon recht bejahrte Tradition darstellt, so ist auch die Sehnsucht des Menschen nach etwas Gefestigtem, Beständigem uralt; sie ist versinnbildlicht in vielen Jenseitsvorstellungen, von den ewigen Jagdgründen der Indianer bis zu den christlichen und mohammedanischen Paradiesbildern.

Beides lebt im Menschen, die Erfahrung steter Veränderung und Weiterentwicklung, des «Alles fließt», wie das Verlangen nach Beständigkeit und Dauer, der Wille zum Umgestalten wie zum Konservieren.

Hier tritt uns die Macht und der Sinn der Tradition unvermutet entgegen, die Idee des Festhaltens, des Beharrens, des Stetigen in aller Veränderung. Im Menschen steckt beides, und das eine ist ohne das andere nicht denkbar, beides ist Wesen und Ausdruck seiner Natur wie der Welt als eines Ganzen. Entwicklung ist nicht nur Fortschreiten zu etwas hin, sie ist auch ein Schreiten von etwas her; sie

kennt keinen Nullpunkt, auch wenn es dem Menschen bisweilen, unter dem Eindruck radikaler Ein- und Umstürze, so erscheinen mag. Auch in der radikalsten Umwälzung, in der vermeintlich totalen Revolution lebt Vergangenes, seit alters Vorhandenes fort, und oft bricht es nach einiger Zeit mit Gewalt wieder durch. Je fanatischer eine Revolution, desto brutaler häufig der Rückfall, so von der französischen Revolution von 1789 in den Terror der neunziger Jahre und in die blutige Kriegsdiktatur Napoleons; so in unserer Zeit von der revolutionären wissenschaftlichen Technik in die Barbarei der totalen Kriege. Nie aber können wir ab ovo, mit einer *tabula rasa* beginnen, mögen manche Jungen sich dies gelegentlich auch so vorstellen und sich dabei als Errichter völlig neuer Werttafeln vorkommen.

In aller Entwicklung, in allem Fortschreiten begleitet uns zugleich das Überkommene, das Mitgebene, von alters her Gewordene; es geht neben unserem vorwärts drängenden Schritt mit, ob wir wollen oder nicht, ob es uns paßt oder nicht. Nie kann der Mensch «ganz von vorn», aus dem Nichts, dem Verwerfen alles Bisherigen heraus, beginnen. Er findet stets etwas vor, das durch alle Veränderung hindurch stabil geblieben ist: seine eigene körperliche und geistige Organisation, als Frucht jahrhunderttausendlanger Reife, die sich in den letzten zehntausend Jahren nur sehr wenig verändert hat; die Sprache, die machtvollste Hüterin und Trägerin der Tradition; die Natur selbst, die Erde, bei aller langsamem Veränderung von einer majestätischen Beständigkeit gleich den Sternbildern über uns. Ihnen allen, diesen Begleitern unseres Daseins, eignet etwas zutiefst Konservatives.

Und so ist denn auch die Entwicklung der Kulturen, des Menschen, der Lebensformen oft nur eine bald bewußte, bald unbewußte Rückkehr zu früheren Gestaltungen, ein Wiederaufleben. Wir können es in ganzen Zeitrichtungen, wie etwa in der Romantik und ihrem Neubeleben des Mittelalters finden, wobei aus dieser Rückkehr ein teilweise unerwartetes Neues, oft Fruchtbartestes sich entfaltet, wie die große Sprachforschung der Brüder Grimm. Es kann sich auch in kleinsten Äußerlichkeiten, und da oft noch greifbarer, kundgeben. Wenn heute z. B. manche junge Leute, die sich gern hochprogressistisch geben und sich in souveräner Abdankung der Alten und des Alten gefallen, mit kokett gepflegten, männlichen Backenbärten und in engen Röhrenhosen herumlaufen, so ahnen sie meist nicht – denn sie wissen von der Vergangenheit bisweilen nicht allzuviel, trotz der Schule –, daß sie auffallend den Figuren der Biedermeierzeit ähneln, die

solche Tracht auch liebte. Wie man in der Kleidermode überhaupt, auch wenn sie sich stets neuschöpferisch gibt und ständig ändert, merkwürdig konservativ ist und gerne alte Formen neu belebt. So trugen um 1910 herum die Frauen riesige Hüte, wahre Wagenräder; wenn ich die topfartigen Hauben sehe, die manche Damen heute zu tragen lieben, um mit der Zeit zu gehen, so sind sie vielleicht wieder auf dem Wege zu jenen Ungetümen von 1910, und nur die Autotüren werden hier engere Grenzen ziehen. So gibt sich die Mode bald ägyptisch, bald frühflorinisch, dann wieder extravagant mit Rokoko und Tendenzen zum bauschigen Reifrock. Immer aber ist es der «New Look», das Allerneueste, mit dem die Tradition, das Alte sich tarnt und behauptet.

IV

Um von diesen kleinen Äußerlichkeiten – die zwar ja nie ein Nur-Äußerliches sind, sondern Ausdruck inneren Fühlens – auf Kernhaftes zu dringen: Wie steht es denn um den Menschen selbst? Hat er sich in den Jahrtausenden seiner Geschichte, soweit wir sie überblicken, so sehr gewandelt? Ist sein Tun, sein Denken, sein Erleben so tief verändert?

Die Kinder von heute haben zwar anderes Spielzeug als die der alten Babylonier oder Ägypter, aber spielen wollen sie alle noch in derselben Weise; sie lieben es, wie die Kinder der Naturvölker und die des Mittelalters oder des Ancien Régime, sich zu verkleiden, zu tanzen, Theater zu spielen. Und die Erwachsenen? Sind etwa ihre Instinkte, ihre Sehnsüchte, ihre Gewohnheiten im Wesen so anders geworden? Haben sie so ganz andere Lebensprobleme, andere Fragen? Ähneln die weltanschaulichen Diskussionen heutiger Menschen nicht erstaunlich jenen, die wir schon bei den Philosophen der Antike antreffen? Natürlich vollzieht sich ihr Fragen in anderer Form, die Mittel sind vervollkommenet, die Technik ist eine andere – und doch, wie wenig haben sich die Grundgebilde, die Grundaspekte gewandelt; seit Jahrtausenden kreist die Philosophie um die gleichen Probleme.

Und um nur bei dem einen zu bleiben: hat nicht die Familie durch alle Epochen in mächtiger Tradition ihre Gestalt, ihre Bedeutung bewahrt? Und sind die Beziehungen zwischen Gruppen, Völkern so sehr andere geworden? Manchmal möchten wir wünschen, die Völker hätten sich rascher entwickelt, träten aus dem Dschungel ihrer puerilen politischen Gewohnheiten, mit den veralteten Ideen von nationalem Prestige, von prahlerischem patriotischem Ehrgeiz und kriegerischer Infantilität endlich heraus. Es wäre hoch an der Zeit, sie wären see-

lisch besser auf der Höhe ihrer Wissenschaft und Technik, sie wären nicht nur in ihrem Wissen und Forschen, sondern auch ethisch Menschen des 20. Jahrhunderts und innerlich den ungeheuren Kräften gewachsen, die sie im Atom erschlossen haben, um reif zu sein zu ihrer fruchtbaren, aufbauenden statt zerstörenden Anwendung.

Nicht einmal der Aberglaube hat sehr abgenommen. Er richtet sich heute mit Vorliebe auf alles, was sich wissenschaftlich gebärdet oder tarnt; alle wissenschaftliche Schulung hindert nicht den Blick auf die Horoskop-Seiten, nicht nur des «Blick», sondern auch solcher Zeitschriften, die sich anspruchsvollen Lesern verpflichtet meinen und sich für «fortschrittlich» halten.

Die Macht des Alten ist, im Guten wie im Bösen, sehr stark in uns; damit erhebt sich das Gegenglied in unserer Frage: wie steht es um das, was wir Tradition, das Erbe, das Überkommene nennen, das biologisch und geistig in uns lebt? Auch sie, die Tradition, hat wie der Fortschritt ein Doppelgesicht, mit Licht und Schatten. Sie kann ebenso sehr Hemmung wie Hilfe, Schranke wie Stütze, Fessel wie Halt bedeuten. Tradition ist so wenig wie Fortschritt etwas an sich Richtiges, Gutes; immer aber ist sie ein Notwendiges, Unausweichliches, Vitales, mit jenem unlöslich verflochten. So war ja auch, was wir heute als Tradition, als Gewohntes und Geheiligtes vielleicht hochschätzen und schützen, weil es alt ist, selbst einmal neu, es mußte zuerst erkannt, geschaffen, oft in unerhörten Kämpfen und Anstrengungen, unter Opfern errungen werden: die Lehre von der Nächstenliebe; die Freiheit, die Demokratie; die Schule, die Wissenschaft – alles traditionelle Güter, die auch der fortschrittsüchtigste Denker nicht preisgeben möchte, wenn wir sie auch immerzu zu verbessern trachten.

Da ist vor allem die Wissenschaft, diese fortschrittlichste Leistung des Menschen, sie ist zugleich die konservativste; sie baut nicht nur pietätvoll auf den Erkenntnissen früherer Geschlechter auf, sie hält so lange zähe daran fest, solange nicht richtigere, überzeugendere und besser beweisbare Erkenntnisse daraus hervorgehen und an deren Stelle treten können. So ist sie unerhört kühn und wunderbar vorsichtig zugleich, immer offen dem Neuen, Unbekannten, und stets liebend und dankbar das Errungene hegend.

In der Kunst, Literatur, bisweilen auch in der Theologie ist es ein wenig anders. Da liebt man es, die Denkweisen und Stilformen vorangehender Generationen zeitweilig radikal über den Haufen zu werfen, sich von einem Extrem ins andere zu stürzen. Einstmals gab man sich klassisch, vorgestern

realistisch, gestern impressionistisch, und heute ist man abstrakt, surrealisch und tachistisch, man schweigt in Farben, Eisen und Stein in surrealen Gebilden, hält sie für der Kunstform letzte Offenbarung und bezahlt dafür Phantasiesummen. In der Theologie gab man sich gestern liberal, heute ist das Orthodoxe und Barthianische an der Reihe, auch das Bultmannisch Rationalistische, und schon bereiten sich neue extreme Pendelschläge vor.

Und doch wird auch hier eine verborgene Kontinuität, ein Zusammenhang und eine Wechselwirkung sichtbar. Meint man etwas ganz Neues aufzubringen, so entpuppt es sich nur zu oft als etwas, das früher, nur in etwas anderer Form, schon einmal da war. Le Corbusier leitet seine einfachen Bauformen her aus uralten Grundformen, die ihm vor allem Afrika und der Orient enthüllten.

Nur aus der vertieften Kenntnis des Gewordenen werden wir reif für das Werdende, nur aus den Wurzeln des Vergangenen, aus dem wir kommen, schöpfen wir die Kraft zur Bewältigung des Heute und zur Wegbereitung für das Kommende. Darum kann es nie lauten: Fortschritt *oder* Tradition, sondern: Fortschritt *und* Tradition.

Hier nun stellt sich unserer Zeit ein schwerwiegendes Problem: in einer Gesellschaft, in der die Familien nur mehr eine Zweigenerationen-Gemeinschaft ist und die alten Leute, die Großväter, Großmütter immer seltener darin leben, seit wir sie in wohnlichen Altersheimen versorgen können, wo sie so ausgiebig Zeit haben, über ihr Einsam- und Überflüssigsein nachzudenken und damit bestürzend rasch zu altern – in einer solchen Gesellschaft ist die Tradition mehr als sonst bedroht. Denn diese vererbt sich zumeist weniger von den Eltern als von den Großeltern, von den Alten der vorletzten Generation auf die Kinder, wie überhaupt die Bedeutung alter Menschen im Leben des Kleinkindes sehr groß ist, wie es uns viele Biographien bestätigen. Dramatisch sagt Gotthelf, dieser genaue Kenner der psychologischen Verhältnisse, in «Uli der Pächter»: «Es haben gar unendlich viele Kinder ihrer Großmutter viel mehr zu verdanken als den gelehrtesten Herren Professoren, welche oft nichts anderes sind als vertrocknete Haarseckel». Nun – in Bezug auf die Bedeutung der Großmütter für die kleinen Kinder hat er sicherlich recht. Indem wir dieses Band innerhalb der Großfamilie verkümmern lassen, vertiefen wir auch die Kluft der Generationen und lassen das Traditionserlebnis im Kinde nicht mehr kräftig keimen – ein Verlust, an den unsere so fortschrittsfrohe Sozialpolitik bis jetzt kaum gedacht hat, dessen Folgen aber schon heute spürbar werden im mangelnden Traditionsgefühl der jungen Generation. So rächt

sich schon heute die künstliche Trennung der Generationen und die Verarmung ihrer Beziehungen.

Auf die Dauer ist eine Gesellschaft nur dann gesund, ausgeglichen und kulturell fruchtbar, in der eine wechselseitige, rege Beziehung besteht zwischen den Altersstufen, wo Väter und Söhne sich zwar oft bekriegen, das ist weder neu noch unnatürlich, wenn sie nur nicht gleichgültig und fremd aneinander vorbeileben, wie sich dies heute oft beobachten lässt. Wie das Alter die Jugend, braucht diese das Alter, und wäre es auch bloß zunächst, damit sich beide gegenseitig in Grund und Boden kritisieren können. Der Kampf, die Spannung, der Gegensatz – sie sind alle Zeichen des Lebens. Wo Gleichgültigkeit und Fremdheit waltet, da zieht das Absterben ein. Mit der Gesellschaft ist es wie mit dem Wald. Der gesündeste, widerstandsfähigste Wald ist der Plenterwald, in dem nicht nur Laub- und Nadelholz zusammen wächst, sondern auch alle Alters- und Wachstumsstufen vereint sind, vom jungen Untergehölz bis zu den ehrfurchtgebietenden Baumriesen, alle verbunden in einem starken, fruchtbaren Lebenszusammenhang.

So pflegt das fortschritstrunkene Amerika heute mit Hingabe seine Traditionen aus der Zeit der ersten Siedler, der Pioniers, es schmückt seine öffentlichen Bauten gern mit Fresken, die jene Zeit erklären. Je rasender der Fortschritt und der Schwund vieler alter Zeugen, umso stärker wächst so in der neuen Welt das Verlangen nach dem Früheren. Nirgends wird Tradition so liebevoll gehätschelt wie in diesem klassischen Land des Fortschritts, des Neu, Neuer, am Neuesten. Und der Bewohner der Glas- und Stahlgehäuse legt auch bei uns größten Wert darauf, seine Räume mit echtest imitierten antiken Möbeln herauszuputzen und zum Picasso oder Klee eine alte Ikone oder Buschmann-Malerei zu hängen.

V

Im Sinne dieser Zusammengehörigkeit von Fortschritt und Tradition ist der fortschrittlich, der zukunftsgerichtete Mensch immer auch ein Konservativer, d. h. einer der um das Gewordene, das Überkommene, das Erbe früherer Geschlechter und Kulturen weiß. So kann der Wiener Philosoph Friedrich Heer mit Recht sagen: «Der Konservative ist heiter», d. h. er ist bestimmt und getragen vom Glauben an eine Ordnung, er ist weltoffen, empfänglich, weil er sich gegründet weiß in einem Festen; er ist darum nicht verkrampft. Er steht über Pessimismus und Optimismus, und steht dem Modischen fern, weil er in sich das Maß und die Richtschnur des Gültigen hat, er lässt sich vom Neutönerischen nicht so leicht bluffen, weil er in sich die Kriterien des wahrhaft Neuen und Fruchtbaren spürt. Solche

serene Geister waren Alexis de Tocqueville, Stifter, Jacob Burckhardt, Gotthelf, Fontane.

Wie eng auch im Künstlerischen und Kulturellen sich beides begegnet, trotz aller Neigung zum Extremismus, wird heute besonders sichtbar, wenn wir sehen, wie allem Modischen und sich modernistisch Gebärdendem zum Trotz der Einfluß der Werke alter Kunst, Musik, Dichtung ständig wächst. Von Homer, Dante, zur Musik der alten Italiener, Corelli, Vivaldi, zu Bach und Mozart – sie alle erleben mehr denn je Renaissancen und sind uns unmittelbar gegenwärtig. Platos Gespräche im Taschenbuch sind Bestseller geworden, und als man in einem kulturellen Fernsehprogramm in USA eine Einführung in Homer gab, waren in kürzester Zeit die vorhandenen Exemplare der Dichtung vergriffen, und innerhalb weniger Wochen stieg der Verkauf auf 800 000 Exemplare. So erscheinen auch immer neue, schöne Klassikerausgaben, die nicht nur gedruckt, sondern auch gekauft und vermutlich sogar gelesen werden. Die Fülle von Kunstbüchern mit Wiedergaben aus der Kunswelt aller Länder und Kulturen ist kaum mehr zu meistern, und selbst der Massentourismus beutet mit letzter Findigkeit die paradoxe Traditionsliebe des fortschrittlichen modernen Menschen für das Vergangene aus.

Weder ist das Neue besser als das Alte, nur weil es neu und anders ist, weder sind reimlose Verse an sich künstlerischer als gereimte, freie Rhythmen den strengen an sich überlegener, zerhackte Prosa «moderner» als der ruhig schöne Fluß der Sprache. Ebensowenig ist das Alte überlegen, nur weil es das Ältere und Bewährte ist. Hier hilft nur ein Reifwerden aus beidem und an beidem, der sich festigende Sinn für das Maß – im Wissen darum, daß «untergehenden Kulturen zuerst das Maß entschwindet» (Adalbert Stifter), ein langsames Unterscheidenkönnen, eine Sicherheit des Sichtens, des Wählens, der Wertestufung, aus einem Gefestigtsein in dem, das über alle Zeiten hin seine Lebendigkeit und seine Geltung bewahrt hat. Das unvergängliche Erbe der Zeiten bleibt über alle Zeiten unser großer Erzieher zum Neuen.

Das Entscheidende ist nicht die modische Form, nicht die revolutionäre Gebärde, das Ausgefallene, nicht die sektiererische Verachtung des Geworbenen, das wurzellose Jakobinertum der Radikalintellektueller oder der Snobs, so wenig wie das träge Festhalten am Überkommenen, der Lobpreis des Vergangenen und das Abweisen alles Ungewohnten, aus Engstirnigkeit: Grundlage und Kompaß ist der Sinn, der über beidem steht, weil er sich beheimatet, gefestigt weiß in einem Unwandelbaren, darin geboren und getragen vom Ewigen.



Turn-, Spiel- und Sportgeräte



BiglerSport
BIGLER SPORT AG
BERN, SCHWANENGASSE 10



Verlangen Sie
unsren Katalog!

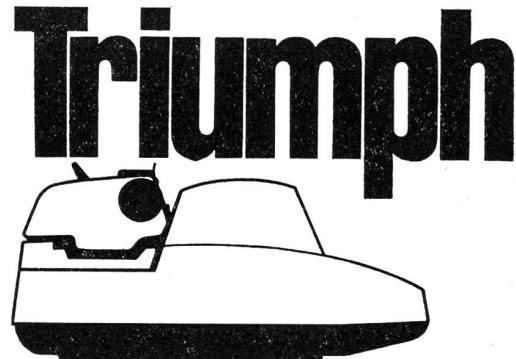


Gebrüder Ebneter

22 88 31 Reise-Unternehmen
Taxibetrieb

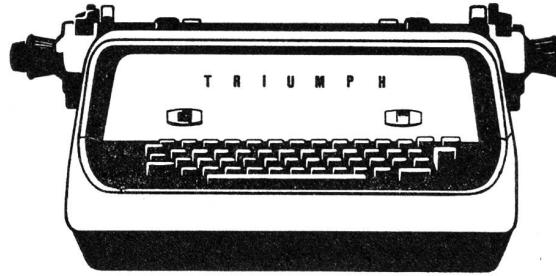
22 88 32 Möbeltransporte
Möbel-Lagerhaus

St.Gallen



Die neue Triumph electric 20 ist die perfekte voll-elektrische Schreibmaschine für unsere Zeit: form-schön, robust, komfortabel und präzis.

E. WIPF AG, Nüscherstrasse 30, Zürich 1



Wanderungen FERIEN Schulreisen

★ WALLIS ★

Das einzigartige Ausflugsziel!

Wollen Sie Ihren Schülern ein einmaliges Erlebnis bieten?
Dann führen Sie die Schulreise 1964 im Sonnenland WALLIS durch!

Auskunft und Prospekte:
Walliser Verkehrscentrale, Sitten. Telefon 027 2 21 02

Ein guter Tip für Ihre Schulreise 1964!

Verbinden Sie den eventuellen Besuch der EXPO mit einer Rückkehr über den Gemmipass.

Mit der Luftseilbahn Leukerbad-Gemmipass, 1410 m bis 2322 m über Meer, gelangen Sie in 8 Minuten auf die Passhöhe.

Im Sporthotel Wildstrubel, Gemmipasshöhe, 2322 m über Meer, finden Sie eine bequeme Unterkunft und gute Verpflegung. Neuerstellte sanitäre Anlagen.

Spezialpreise für Schulen und Gesellschaften. Prospekte und Preislisten zur Verfügung.

Familie de Villa, Tel. 027 5 42 01

Ideale Heime für Erholungsaufenthalte Landschulwochen Herbstaufenthalte

Als Besitzer oder Pächter von rund 30 Ferienheimen können wir Ihnen für Aufenthalte in der Zwischensaison besonders günstige Bedingungen einräumen.

Die Heime sind speziell für Kinder und Jugendliche eingerichtet. In allen Heimen genügend grosser Aufenthalts-Essraum, zum Teil mehrere Aufenthaltsräume, Zimmer zu 2 bis 6 Betten (keine Matratzenlager), gute sanitäre Einrichtungen, Waschräume, Duschanlagen. Einwandfreie, reichliche Verpflegung. Zum Teil auch Selbstverpflegung möglich.

Gebiete: Rona und Marmorera am Julierpass, Rueun, Sedrun, Bauen am Vierwaldstättersee, Steinbach am Sihlsee, Stoos, Saas-Grund, Bettmeralp usw. In allen Gebieten interessante Klassenarbeiten möglich.

Reservierung: Ungestörter Aufenthalt, da pro Haus immer nur eine Gruppe aufgenommen wird. Kein Passantenverkehr. Bitte telefonieren oder schreiben Sie uns. Wir senden Ihnen gerne genaue Unterlagen.



Dubleffa-Ferienheimzentrale
Postfach 196
Basel 2
Telefon 061 38 49 50
Montag bis Freitag
8.00-12.00 und 14.00 bis 17.00 Uhr

Alkoholfreies Volkshaus Rapperswil

Bekannt für gute Verpflegung von Schulen und Vereinen
Gemeinnütziger Frauenverein

Die Leitung: A. Imholz, Telefon 055 2 16 67



...warum ich im Postauto sitze?

Nun, für einmal gebe ich ein kleines Geheimnis preis: Mit zwei Freunden vom Alpenclub wollen wir das Sustenhorn besteigen. Wozu es da ein Postauto braucht? Der mehrstündige Aufstieg vom Steingletscher mit dem vollgepackten Rucksack wird unsere Kräfte aufs äusserste beanspruchen. So sind wir doppelt froh, den beschwerlichen Annmarschweg abzukürzen und rasch und sicher den Ausgangspunkt zu erreichen. Das Postauto führt uns auf 1866 m Höhe hinauf. Die Kräfte zur richtigen Zeit schonen — darauf kommt es an!



Auskunft: Alle Reisepoststellen

Wir organisieren gerne und gratis eine perfekte Schulreise

Eine Postkarte genügt

Chemin de fer Yverdon-Ste-Croix
Yverdon

Mit der elektrifizierten

Waldenburgerbahn

erreichen Sie auf Ihren Ausflügen die schönsten
Gegenden des Bölkens, des Passwanggebietes, der
Waldweid und Langenbruck. Herrliche Spazierwege.

Oberberg, Neuhausen am Rheinfall

Alkoholfreies Hotel-Restaurant
empfiehlt sich für Verpflegung und Beherbergung von
Schulen. Separates Touristenhaus mit Pritschen und Stroh-
lager für 30 Personen.



Drahtseilbahn Lugano Monte San Salvatore

Vom Gipfel aus wunderschöne
Spaziergänge nach Carona,
Morcote, Melide, Figino und
Paradiso
Spezialpreise für Schulen